Ferida.

Ein Roman aus Ostafrika.
Von O. Elster.

(Fortsetzung.)

„Jetzt ist es Zeit?“ rief Engholm, und mit lautem Hurrah stürzten sich die drei beherzten Männer in das Knäul der Araber, welche ihnen den Weg in den Wald verlegten. Ein furchtbares Ringen entstand. Engholm sah sich umgeben von mehreren Arabern; er rang mit einem dunkeläugigen jungen Krieger? Jetzt warf er ihn zu Boden und wollte eben sein Messer in die Brust des Feindes stoßen, als dessen Lippen der angstvolle Ausruf: „Ferida? Ferida?“—— entschlüpfte. Engholm fuhr zurück und hielt inne in dem tödtlichen Stoß. Wie kam der Name des Mädchens auf die Lippen des jungen arabischen Kriegers? Diesen Moment des Zögerns benutzte der Araber, und mit der Geschwindigkeit einer Schlange entwand er sich dem Griff der Hände Engholms. Dann versetzte er dem Deutschen einen Stoß mit dem Kolben seines Gewehres, daß Walter zurücktaumelte. Aber Walter hatte sich rasch wieder gefaßt und nahm den Kampf von Neuem auf. Doch was war das?—Täuschte ihn das flackernde Licht der Feuer?—War es Wirklichkeit?—Nicht mehr der junge arabische Krieger stand vor ihm, sondern die weiße Gestalt eines Weibes — Ferida's dunkle, zornige Augen blitzten ihn an, und ihre Hand hatte eine Streitaxt erhoben, um sie auf sein Haupt niederschmettern zu lassen.

„Ferida“— —

„Ja, ich bin's—Ferida?—Dein Weib, das Du verrathen—das Du betrogen—Rache will ich für die betrogene Liebe—Rache—Rache für Deinen Verrath.“

Die Streitaxt sauste durch die Luft. Rasch bog sich Engholm zur Seite, so daß die Schneide der Waffe nur seine Stirne streifte; er strauchelte jedoch und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht jetzt zwei starke Hände erfaßt hätten?

„Hierher—in das Gebüsch—Bana?“ raunte ihm sein schwarzer Diener zu und zog den Halbbesinnungslosen in ein dichtes Akazieengestrüppe. Ferida und der junge Araber Abdallah wollten folgen, doch da krachte die Doppelbüchse Gehlsens zweimal rasch hintereinander, verwundet sank Abdallah in die Kniee, im Sturz sich an das Gewand Ferida festklammernd, der selbst das Blut aus einer leichten Stirnwunde rann.

„Rasch, rasch? Fort jetzt, oder wir sind verloren?“ rief Gehlsen dem schwarzen Diener Engholms zu, und dieser zog seinen verwundeten Herrn tiefer in das Gebüsch hinein. Gehlsen folgte. Die Dornen zerrissen ihenen die Kleider und die Haut, aber sie waren für den Augenblick gerettet. Die Zweige schlugen hinter ihnen zusammen, die wilden Krieger stürzten sich über die Beute im Lager her und dachten nicht an die Verfolgung der Entflohenen.

Abdallah aber kniete neben der verwundeten Ferida nieder, die bleich und matt neben einem Feuer saß, und flüsterte leidenschaftlich: „Ich bringe Dir das Herz des Verräthers —ich schwöre es Dir bei meiner Liebe?“

In der Gefangenschaft.

In Bagamoyo, dem Küstenplatz unweit der Mündung des Kingani, ging es seit einigen Tagen lebhaft zu. Hauptmann Wißmann hatte mit seiner schwarzen Garnison die deutsche Station besetzt und rüstete sich zu dem Angriff auf das befestigte Lager Buschiris, welches unweit der Stadt auf einer sanft ansteigenden Anhöhe inmitten eines Bananen- und Palmenhaines errichtet war. Die deutsche Station war seit einiger Zeit bedeutend befestigt; das große steinerne Haus diente als Hauptquartier für Hauptmann Wißmann und seine Offiziere, die Lagerhäuser waren zu Unterkunftsräumen für die schwarze Mannschaft umgewandelt. Die Station hatte bisher allen Angriffen Buschiris erfolgreichen Widerstand geleistet; die Stadt Bagamoyo freilich war zum größten Theil ein wüster Trümmerhaufen; die indischen Händler, welche vordem die Stadt bewohnt hatten sich nach Sansibar zurückgezogen, und die Eingeborenen hatten der Mehrzahl nach mit Buschiri gemeinsame Sache gemacht. Auch die Umgegend des Ortes war durch die Aufständischen in arger Weise verwüstet; die Gärten und Felder lagen unbestellt da, die Bananenhaine waren zum Theil umgehauen, kurz, der ganze Schrecken eines blutigen, grausamen Krieges herrschte in der sonst so schönen und fruchtbaren Gegend. Nur ein großes Gehöft, zwischen der Stadt und dem Kinganiflusse gelegen, stand noch unversehrt da; die Wälder und Gärten waren wohl gepflegt, und grünende, fruchttragende Bananen- und Palmenhaine umgaben die weißen Wohnhäuser. Es war die französische Mission der „Freres Algeriens“, welche sich um die Kultivirung der Gegend und die Erziehung der Neger große Verdienste erwarb. Ueber hundert Negerknaben und zweihundert Mädchen wurden in der Missionsschule unterrichtet und erzogen.

Auf der Rhede von Bagamoyo ankerten die Transportschiffe, welche die schwarzen TruppenWißmanns hierhergeführt hatten. Weiter hinaus aber auf dem wogenden, blauen Meere kreuzte die „Leipzig“, die mit ihren weittragenden Geschützen nicht nur erfolgreich in die Kämpfe an der Küste eingegriffen hatte, sondern deren brave Blaujacken auch gar oft den Rebellen zu Lande entgegengetreten waren.

Auf dem weiten, von Pallisaden umgebenen Hofe der Station wurde fleißig exerciert. Ein wunderbarer Anblick war es, diese schwarzen Gestalten in ihren weißen Uniformen nach dem Commando deutscher Offiziere und Unteroffiziere marschieren, schwenken, schießen und sturmlaufen zu sehen. Eine prächtige Truppe bildeten die Sudanesencompagnien; jeder von ihnen war seit seiner frühesten Jugend an unter den Waffen gewesen; sie kannten kein anderes Handwerk, als das des Krieges. Junge, kräftige Gestalten sah man unter ihnen, aber auch schon ergraute Krieger, welche bereits in der Türkei, in Egypten oder unter den Engländern gedient hatten. Ernst und gewissenhaft versahen diese Schwarzen ihren Dienst; als Anhänger Mohameds verabscheuten sie den Branntwein, während ihre Kameraden aus dem Süden Afrikas, die Zulus, dem Genuß desselben durchaus nicht abhold waren. Schwieriger als bei den Sudanesen war die Erziehung dieser wilden Söhne des Südens. Gutmüthig unter normalen Verhältnissen, waren sie doch leicht erregt und zum Jähzorn geneigt. Wenn die Sudanesen ihren Dienst gethan, dann brachten sie die freie Zeit in ihren Hütten innerhalb ihrer Familie zu; die Zulus jedoch vergnügten sich in wilden Tänzen und Gesängen, und oft erschallte bis tief in die Nacht ihr schauerlicher Ruf: „Kufa! Kufa!“ (Tödte! Tödte!) und das laute Klatschen der Hände, womit sie taktmäßig ihre wilden Kriegstänze begleiten.

Seit die schwarzen Truppen Wißmanns Bagamoyo besetzt hatten, hütete sich Buschiri wohl, nochmals einen Angriff auf die Stadt zu machen, wußte er doch im Voraus, daß er sich einer schweren Niederlage aussetzen würdee. Still lag er in seinem befestigten Lager, etwa zwei Stunden von Bagamoyo entfernt und unternahm nur ab und zu, wenn ihm der Mundvorrath auszugehen drohte, einen Raubzug in das Innere oder an die Küste. So hatte er auch in diesen Tagen wiederum einen Zug an die Küste unternommen und das den Deutschen freundlich gesinnte Dorf Kaule niedergebrannt und ausgeraubt. Dabei waren ihm auch einige Leute Wißmanns in die Hände gefallen, und diese wurden gefesselt gleich Sklaven im Triumph nach dem Lager geführt.

„So werden wir alle Deutschen fangen und zu unseren Sklaven machen!“ brauste der Jubelruf der Krieger Buschiris durch das Lager und drang auch in den entferntesten Theil desselben, wo Said ben Sef die Hütten für sich und seine Leute aufgeschlagen hatte. Said hatte den Raubzug nicht mitgemacht; er war zu stolz dazu, sich zum gewöhnlichen Räuber zu erniedrigen.

„Ein Krieger Allahs bin ich,“ sprach er voll Selbstbewußtsein, „und will die Ungläubigen aus dem Lande treiben. Rache zu nehmen für meine geraubte Tochter, das ist mein Zweck!“

„Die Deutschen sind zu stark, wir können sie nicht angreifen,“ entgegnete Buschiri. „Warten wir, bis Jehasi uns Nachricht von Bana Heri bringt. Mit ihm vereint können wir die Deutschen angreifen und besiegen.“

Dies Gespräch der beiden Araberchefs fand vor der Hütte Said's statt, indeß die heimkehrenden Krieger sich in wilden Siegestänzen ergingen. Eine Weile sahen die Beiden dem tollen Reigen der Krieger schweigend zu, dann wandte sich Buschiri wieder an Said ben Sef und sprach:

„Sage mir endlich, Said ben Sef, was soll mit Deinen gefangenen Engländern geschehen? Willst Du sie für immer in Deiner Sklaverei behalten?“

Eine düstere Wolke flog über das Antlitz Saids, das in den kurzen Wochen seit dem Ueberfall Kisokwes sichtlich gealtert war.

„Weshalb, Buschiri ben Salaam, erinnerst Du mich stets an jene Unglücklichen, die auch das Andenken an mein verlorenes Kind wachrufen? Du wirst den Priester mit seiner Tochter nicht erhalten, den anderen Mann gebe ich Dir frei, und Du magst mit ihm thun, wie Dir beliebt.“

„Der eine Mann nützt mir nichts. Der englische Konsul in Sansibar läßt mir für die drei ein hohes Lösegeld anbieten. Für das Geld könnten wir neue Truppen anwerben, unser Geld und unsere Mittel sind zu Ende; es wäre das Beste, wir ließen die Engländer frei.“

„Niemals!“ rief Said. „Ich will meine Rache haben!“

Wiederum trat tiefes Schweigen zwischen beiden Männern ein. Plötzlich zuckte es wie ein Wetterleuchten über das finstere Antlitz Saids.

„Du hast heute einige Leute des deutschen Befehlshaber in Bagamoyo gefangen,“ sprach er dann, „schicke sie mir her, ich will ihnen Botschaft an ihren Herrn mitgeben, damit er erkennt, was er für die Gefangenen zu hoffen hat.“

„Ich werde sie Dir schicken,“ entgegnete Buschiri. „Wenn Du dem einen von ihnen ein Schreiben an Bana Wißmann mitgeben willst, so mag er laufen, ich lege keinen Werth darauf, daß er hier zurückbleibt.“

„Ich werde Bana Wißmann Botschaft schicken,“ sprach mit dumpfem Ton Said, während es in seinem dunklen Auge grausam aufleuchtete, wie der Schein bluthrother Fackeln. „Sende nur die Leute!“

Buschiri entfernte sich. Said blieb ruhig vor seiner Hütte sitzen. Der Abend war herangebrochen; die Wachtfeuer des Lagers leuchteten durch das Dunkel der Nacht, und der Rauch und Dampf der Feuer verhüllten die glänzenden Sterne des tropischen Himmels. Auch Saids Leute zündeten Feuer an; das größte derselben war an der Hütte ihres Herrn angefacht, und in mächtiger, bluthrother Lohe schlugen die Flammen zum dunklen Himmel empor.

„Bringt mir die weißen Gefangenen herbei!“ rief jetzt Said einigen seiner Sklaven zu. „Sie sollen sehen und hören, welche Botschaft ich ihren Freunden in Bagamoyo schicke!“

Die Sklaven eilten davon, um den Befehl ihres Herrn auszuführen.

In einer kleinen dumpfigen Hütte, bewacht von den wilden Mafitikriegern Saids, lebten die unglücklichen Missionare und Ellen Campbell in elendester Gefangenschaft und qualvollster Einsamkeit. Kaum ein freundlicher Sonnenstrahl erhellte den kleinen düsteren Raum, der von Feuchtigkeit triefte und Nachts kalt war wie ein Kellergewölbe. Kaum daß den Unglücklichen gestattet war, einmal am Tage oder am Abend reinere und frischere Luft zu schöpfen, kaum daß ihnen die allernothdürftigsten Speisen, einige Bananenfrüchte, eine Handvoll Reis oder Hirse vorgeworfen wurden. In stiller Ergebung ertrugen die Männer ihr Schicksal, während Ellen sich anfangs vergebens bemühte, Muth und Kraft zu zeigen, um die furchtbaren Leiden der Gefangenschaft zu ertragen. In der ersten Zeit hatten die Männer sich vergeblich gefragt, wie die Veränderung der Gesinnung Saids möglich gewesen war. Ellen Campbell wußte wohl, weshalb Said so grausam gegen sie gehandelt und auch ihr Vater ahnte bald die Wahrheit.

„Gottes Wege sind unerforschlich, und voller Demuth müssen wir ertragen, was er uns auferlegt.“

So sprach er und zog voll Bewegung die weinende Tochter an sein Herz. Nach und nach fand Ellen Campbell ihre fromme Standhaftigkeit wieder, und nun war sie es, welche durch ihre rührende Sorgfalt und ihr stets sich gleichbleibendes ergebungsvolles Wesen die beiden Männer aufrichtete und tröstete. Sie bereitete, so gut es gehen wollte, die wenigen Speisen zu, welche ihnen gereicht wurden, ja, ihr sanftes, mildes Wesen, ihre zarte Schönheit und ihre großen blauen, bittenden Augen rührten oft sogar die Herzen ihrer schwarzen Wächter, daß diese ihr bessere Speisen reichten und ihr sowohl wie den beiden Männern öfter erlaubten, die dumpfige Hütte zu verlassen. Den schwarzen wilden Mafitikriegern schien dieses blasse, zarte Mädchen mit dem lichtblonden langen Haar, den großen, sanften, blauen Augen ein überirdisches Wesen, und scheu machten sie der Jungfrau Platz, wenn dieselbe aus der Hütte trat. Die Sklaven und Suahelileute Saids zeigten allerdings nicht die gleiche Ehrfurcht; sie hatten an den Küstenorten und in Sansibar schon öfter solche weiße Mädchen und Frauen gesehen, aber auch ihnen ging doch das Unglück des jungen Mädchens zu Herzen, so daß sie ihm nicht hart oder grausam entgegentraten, wenn sie auch die Befehle ihres Herrn ausführen mußten.

Am heutigen Tage saßen die Gefangenen vor der niedrigen Thür ihrer Hütte und unterhielten sich in leisem, flüsterndem Ton miteinander. Ellen hatte ihr Haupt an die Schulter ihres Vaters gelehnt und blickte schweigend hinauf zu den leuchtenden Sternen, der Vergangenheit gedenkend und der verlorenen Hoffnung. Aber die Sterne strahlten doch mit sanftem, tröstlichem Lichte in ihr gedrücktes Herz, daß neue Hoffnung einzog. Ihr Auge ward feucht, und erleichternd perlten die Thränen über ihre bleichen abgezehrten Wangen hinab. Ihres Vaters Hand lag leicht auf ihrem Haupt; leise weinte sie fort und fester schmiegte sie sich an die Brust ihres Vaters.

In einiger Entfernung hatten die Mafitikrieger ihr Feuer angezündet und kauerten um die wärmende Flamme. Unter anderen Umständen hätten diese schwarzglänzenden kriegerischen Gestalten, auf deren Körper die Flammen in röthlichen Reflexen sich wiederspiegelten, wohl einen interessanten romantischen Anblick gewähren können, jetzt aber erregten sie nur Schrecken und Abscheu in ihrer rohen Wildheit.

Andere Gestalten traten an das Feuer heran und sprachen mit den Mafitikriegern. Diese riefen nach der Hütte, vor der die Gefangenen saßen, und die Neuhinzugekommenen schritten auf diese zu. Es waren ein Araber und mehrere Suahelisklaven.

„Macht Euch bereit,“ rief der Araber den Missionaren zu. „Ihr sollt zu Bana Said ben Sef kommen!“

Ellen schreckte zusammen. Was hatte man mit ihnen vor? War die Stunde des Todes gekommen? Wollte Said seine Drohung wahr machen und sie tödten?

„Komm, meine Tochter,“ sprach ernst der Missionar, „wir dürfen hier keine Furcht zeigen, auch hier stehen wir in Gottes Hand. —Was will Said ben Sef von uns?“

„Der Bana Wißmann hat Boten Euretwegen gesandt, er bietet ein Lösegeld an, Ihr sollt selbst hören, welche Antwort Said ben Sef giebt.“

Neue Hoffnung beseelte plötzlich die Herzen der Gefangenen. Man hatte sie also in Bagamoyo und Sansibar nicht vergessen. „Jetzt wird Alles gut werden, Campbell,“ flüsterte Thomson seinm Genossen zu. „Die Araber werden nicht wagen, uns zu tödten, sie müssen die Rache Englands fürchten.“

Inmitten der Suahelisklaven begaben sich die Gefangenen zu der Hütte Saids. Dieser saß noch immer vor der Thür seiner Wohnung an dem lodernden Feuer. Ringsum aber im Kreise standen seine Krieger und bewaffneten Sklaven, und auf dem Platz vor ihm knieten zitternd zwei Askaris aus der Wißmann-Truppe, die Buschiri heute bei Kaule gefangen genommen hatte. Said ben Sef winkte den Gefangenen zu, näher zu treten.

Stolz aufgerichteten Hauptes trat Campbell auf Said zu und sprach:

„Es ist gut, Said ben Sef, daß Du endlich die Vernunft über Deinen Zorn und Deine Rache siegen läßt. Man hat Dir unrecht gethan, ich gestehe es ein, aber nicht wir waren daran schuld, daß Deine Tochter Dein Haus verließ.....

„Schweige!“ rief erzürnt Said dem Missionar zu. „Auch Du mit Deinen trügerischen Worten und Deine falsche Tochter mit ihrem verrätherischem Lächeln sei schuld, daß meines Kindes Herz verführt wurde, abzufallen von ihrem Vater und Allah! Dafür sollt Ihr büßen, so wahr Allah lebt!“

„Hüte Dich, Said ben Sef,“ nahm jetzt Thomson das Wort, „daß Du nicht Englands strafende Hand fühlst. Gieb uns frei, nicht wir sind es, die mit Euch Krieg führen, sondern die Deutschen.....“

„Ihr seid Europäer, wie die Deutschen, und unsere Feinde wie sie! Kreuzen nicht Eure Schiffe zusammen mit den deutschen an unserer Küste, unsere Dhaus verfolgend und mit ihren schweren Geschützen unsere Dörfer zerstörend? Engländer oder Deutsche —alle Weißen müssen dies Land verlassen oder sie fallen unserem Schwerte zum Opfer! —Da, seht hier! Bana Wißmann in Bagamoyo hat für Euch ein reiches Lösegeld anbieten lassen! Ich verschmähe die Reichthümer der Weißen—durch jene Sklaven werde ich den Weißen eine Antwort senden!“

„So gestatte, Said,“ sagte Campbell vortretend, „daß auch wir den Boten unsererseits ein Schreiben mitgeben.....“

„Die Boten werden keine Hände mehr haben, um Dein Schreiben zu überreichen, wenn sie nach Bagamoyo kommen.....“

„Was willst Du thun—?“

Ein teuflisches Grinsen zuckte um das Antlitz des greisen Arabers.

„Du wirst es sehen, Priester!— Auf, ergreift die Sklaven, die Hunde, welche sich nicht scheuten, in die Dienste des weißen Mannes zu treten!“

Ein Dutzend schwarze Fäuste streckten sich nach den unglücklichen Suahelis aus, die sich heulend unter den gewaltigen Griffen wanden.

„Haut ihnen die verrätherischen Hände ab, mit denen sie gegen uns, ihre Brüder, kämpften.....“

„Said ben Sef.....“

Campbell wollte auf den Araber, der jetzt hoch aufgerichtet dastand, zustürzen und seine Hand ergreifen. Doch Said stieß den Priester zurück und rief:

„Berühre mich nicht, Du Christenhund, oder bei Allah, Du erleidest dasselbe Schicksal wie jene dort!—Vorwärts, vollführt meinen Befehl!“

Ein schreckliches Schauspiel—voller Entsetzen verbarg Ellen ihr Antlitz an der Brust ihres Vaters, der sich auch abwandte, um die Qual der Unglücklichen nicht zu sehen. Mit rothem Schein beleuchteten die lodernden Flammen die grausame Handlung; die Funken sprühten knisternd zum dunklen Nachthimmel empor; die blinkenden Aexte glühten unter den rothen Flammen—da, ein entsetzlicher Schrei—und noch einer—das Blut spritzte empor, und halb besinnungslos, heulend vor Schmerz taumelten die unglücklichen Askaris zur Erde nieder, die blutigen Stümpfe der Arme zum Himmel emporstreckend.

„Fort mit Euch, Ihr Verräther!“ schrie mit furchtbarer Stimme Said ben Sef. „Und bringt dem weißen Mann in Bagamoyo meine Salams! So wird es jedem seiner Leute ergehen, die in die Gewalt Said ben Sefs fallen! Fort mit Euch—jagt sie zum Lager hinaus!“

Heulend vor wüthendem Schmerz entflohen die Verstümmelten in das Dunkel der Nacht.—Ohnmächtig lag Ellen in den Armen ihres Vaters, der sie mit Hülfe Thomsons tief erschüttert nach der kleinen Hütte, ihrem Gefängniß, zurückbrachte.

14.

„Ich kann nicht mehr, Gehlsen—laßt mich liegen und rettet Euch selbst—laßt mich nur, oder wenn Ihr mir eine Gnade erzeigen wollt, so jagt mir eine Kugel aus Eurer Büchse durch den Kopf.....“

So stöhnte Walter Engholm und sank kraftlos in das dürre Gras nieder, das ringsum in unabsehbarer Weite auf und ab wogte.

„Zum Henker, Lieutenant Engholm, schwatzt nicht solchen Unsinn!“ rief ärgerlich der alte Gehlsen. „Kopf hoch, Herr. Sind wir so weit gekommen, werden wir den Kinganifluß auch noch erreichen, und dann sind wir gerettet. Vorwärts — vorwärts, kommt, ich trage Euch noch ein Stück Wegs.“

Der alte kräftige Matrose wollte Engholm auf die Schultern laden, aber auch er hatte sich zu viel zugemuthet; er brachte den schweren Körper nicht mehr hoch, war er doch selbst durch wochenlange Strapazen bis auf's Aeußerste erschöpft.

„'s geht nicht, Gehlsen—laßt mich allein und rettet Euch.....“

„Nonsense, my boy, wie die Engländer sagen,“ versuchte Gehlsen zu scherzen. „Ich verlasse Euch nicht. Hier haben wir ja ein wenig Schatten unter diesem Dorngestrüpp; das wird unser Nachtlager geben, haben ja schon schlechter geschlafen, und morgen früh geht's mit frischen Kräften weiter.“

Er schleppte den vollständig erschöpften Kameraden in den spärlichen Schatten des Gebüsches, bettete ihn dort auf rasch zusammengerafftem Laube und setzte sich selbst neben ihn nieder in das Gras.

Schweigend, in dumpfer Verzweiflung lag Engholm da, während Gehlsen, die Büchse in der Hand, aufmerksam umherschaute, ob er nicht irgend ein Stück Wild erblickte, dessen Fleisch ihren rasenden Hunger hätte stillen können. Aber todt und öde lag die Steppe vor seinen Blicken; nicht einmal ein Geier oder ein Rabe, welche doch sonst stets über diesen weiten Grasebenen schwebten. Seufzend lehnte sich der alte Mann zurück und rieb die von dem Staub und den blendenden Sonnenstrahlen schmerzenden Augen.

Ruhelos gejagt und gehetzt wie das Wild der Ebene waren die drei Männer nach jener Schreckensnacht. In den Dickichten des Urwaldes hatten sie sich versteckt gehalten, um nicht in die Hände ihrer Verfolger zu fallen, die oft unmittelbar ihnen auf den Fersen gewesen waren. Gnade hatten sie nicht zu erwarten von diesem Feinde, das fühlte Engholm sowohl als auch Ghlsen. Die Rache der Tochter Saids forderte ihr Blut, und doch sann und grübelte Engholm vergeblich nach, weshalb Ferida ihn mit so grausamer Wuth verfolgte. Er sagte sich wohl, daß sie in gewisser Weise Grund gehabt habe, ihm zu zürnen, denn nachdem der Rausch der Leidenschaft verflogen, hatte sein Herz nur zu oft wieder das sanfte Bild Ellens gedacht, aber wie konnte Ferida diese innerliche Treulosigkeit seines Herzens wissen? Niemals hatte er ihr gegenüber von Ellen gesprochen, und fest entschlossen war er gewesen, das Wort, welches er Ferida gegeben, zu halten und sie zu seinem Weibe zu machen. Wohl hatte er eingesehen, daß er das Glück seines Lebens dem kurzen Rausch der Leidenschaft zum Opfer bringen werde, aber er war entschlossen zu diesem Opfer, er würde Ferida niemals verlassen haben, nachdem sie um seinetwillen Vater und Heimath verlassen. So bildete dieser plötzliche Haß Feridas, die Umwandlung ihres ganzen Wesens ein unlösliches Räthsel für ihn, und nur die Worte Gehlsens warfen einen leisen Lichtschimmer auf die Beweggründe des veränderten Charakters der Araberin.

„Wie Sie im Fieber lagen,“ sagte eines Tages Gehlsen zu Engholm, „hörte ich, daß Sie öfter den Namen Ellen Campbells riefen; möglich, daß deshalb schon die Eifersucht der wilden Katze erwachte, möglich, daß Sie noch im Fieber weitere Geständnisse gemacht haben, die der Tochter Saids anzeigten, daß sie doch nicht allein Besitz von Ihrem Herzen genommen hatte.“

„Aber ich schwöre Euch, Gehlsen, daß keinerlei Verhältniß zwischen mir und Ellen Campbell bestand!“

„Well, ich glaub' es schon, aber das konnte man Ihnen ja an den Augen ansehen, daß Sie sich bei der Liebe zu Ferida nicht glücklich fühlten.“—

In dem Urwalde und den Schluchten der Berge von Usegulha hatten die Flüchtlinge wenigstens nicht Hunger und Durst gelitten. Ihre Büchsen verschafften ihnen täglich eine Jagdbeute und zahlreiche Bäche durchströmten die walderfüllten Schluchten. Aber als sie den Wald verlassen hatten, geriethen sie in eine dürre Steppe, die bald zur vollständigen Wüste wurde. Die Feinde freilich hatten ihre Spur verloren, und sie konnten in ziemlicher Sicherheit weiter marschiren; aber jetzt lauerten ihnen Hunger und Durst und die glühenden Strahle der Sonne als Feinde auf auf und erschöpften bald ihre Kräfte. Besonders Engholm, noch angegriffen von der eben überstandenen Krankheit und auf's Neue durch die Streitaxt Feridas verwundet und erschöpft, schleppte sich mühsam fort. Entweder mußte Zefu, der starke Sudanese, oder Gehlsen ihn tragen, doch auch diesen Beiden versagte die Kraft nach tagelanger Wanderung durch die wasserlose Wüste, und jetzt lagen die beiden Weißen erschöpft in dem dünnen Schatten eines dornigen Kaktusgebüsches, während Zefu sich aufgemacht hatte, um nach Wasser, sei es auch nur eine sumpfige Pfütze, zu suchen.

„Wasser, Wasser!“ keuchte Engholm. „Mir brennt der Gaumen, als hätte ich brennendes Blei im Munde. Kommt Zefu noch nicht zurück?“

„Geduld, Lieutenant Engholm; er wird schon kommen. Dort in der Ferne nach Süden zu sehe ich dunkle, wellenförmige Erhebungen, es scheinen mir Gebüsche zu sein; wenn das der Fall ist, so ist auch Wasser in der Nähe, und wir sind gerettet. Muth und Geduld, Engholm! Denkt daran, daß Ihr Ellen Campbell aus den Händen der gelben Schufte befreien wollt.“

‚Ellen! Hätte ich Dich nicht verlassen, es wäre Alles anders und besser gekommen!— Aber Ihr habt recht, Gehlsen, noch lebt man ja, und deshalb darf man den Muth nicht verlieren. Seht Ihr deutlich die Bäume?“

„Ich glaube sie deutlich zu erkennen.“

„Es wird ein Gebild Eurer Phantasie sein—Fata Morgana der Wüste.....“

„Kann sein, Lieutenant Engholm, kann aber auch nicht sein. Nach meiner Berechnung müssen wir der Küste oder dem Kinganifluß nahe gekommen sein. Merkt Ihr nicht, daß ein frischer Lufthauch uns umspielt?“

Mühsam hob Engholm sich auf den Ellbogen empor.

„Ihr könnt recht haben, Gehlsen. Mir ist, als kühle ein frischer Luftzug meine heiße Stirn.“

„Traut einem alten Seemann, dem die Winde aller Meere die Nase umweht haben! Das ist die Seebrise, welche uns begrüßt— und da kommt Zefu zurück! Herr, wir sind gerettet!“

Im raschen Laufe kam die dunkle Gestalt des Sudanesen daher. Gehlsen sprang empor und winkte mit der Hand, aber schon hatte Zefu die beiden Weißen erblickt, und einen freudigen Schrei ausstoßend, stürzte er herbei.

„Wasser, Herr, viel Wasser!“ jauchzte er und schwenkte die von Feuchtigkeit triefenden Feldflaschen in den Händen. „Da, trinke, Herr, und auch Du—trinke—trinke—es ist Wasser, helles, klares Wasser!“

Er reichte jedem der beiden Weißen eine Feldflasche, und mit gierigen Zügn sogen Engholm und Gehlsen die erquickende Flüssigkeit ein, während der Sudanese sie mit freudestrahlenden Augen betrachtete. Der brave Bursche, dessen frühere Kleidung nur noch in wenigen Fetzen um seinen Körper hing, war über und über bedeckt mit Schlamm und Schmutz. Er mußte bis an der Brust im Sumpf und Morast gesteckt haben, ehe er den köstlichen Labetrunk des frischen Wasser gefunden hatte.

Endlich setzte Gehlsen gesättigt die Flasche ab, und dem Schwarzen die Hand reichend, sprach er:

„Das hast Du brav gemacht, Zefu! Aber nun sag' uns, wo und wie hast Du das Wasser gefunden?“

„Dort hinter den Büschen,“ erwiderte der Schwarze lachte, daß man die ganze Reihe seiner blendend weißen, großen Zähne sah. „Dort hinter den Büschen befindet sich ein großer Sumpf mit Mangrovebüschen bewachsen. Aber der Sumpf zieht sich südwärts und bildet das Ufer eines schönen großen Stromes, aus dem ich das Wasser geschöpft habe. Und viele, viele Fährten von Wild habe ich gesehen, Herr! Büffel und Gazellen—und den Mangrovesumpf bevölkern zahlreiche Vögel. Ich bedaurte, meine Flinte nicht mitgenommen zu haben, ich hätte sonst gleich einen Braten für uns mitgebracht.....“

„Sagt' ich Euch nicht,“ wandte sich Gehlsen an Engholm. „Es ist der Kingani, der dem Meere zufließt. Wie ist's, könnt Ihr bis dahin noch marschiren?“

„Der Trank hat mich gestärkt,“ entgegnete Engholm. „Ich denke, wenn ich mich auf den Arm Zefus stütze, wird es schon gehen.

—Zefu, mein braver Bursche, kommen wir glücklich nach Sansibar, dann will ich mich dankbar für Deine Treue beweisen.“

„Kommt, kommt,“ mahnte Gehlsen. „Bis zum Abend müssen wir am Kingani sein.“

Die drei Flüchtlinge machten sich auf den Weg unter der Führung Zefu's.

(Fortsetzung folgt.)

Das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg hat wiederum eine Reihe wichtiger Erwerbungen zu verzeichnen, u. A. die große und bekannte Autographensammlung, welche der am 3. August v. J. zu Berlin verstorbene ehemalige Chemiker Dr. Theodor Wagener der Anstalt vermacht hatte. Diese Sammlung enthält gegen 10,000 Autographen berühmter Aerzte, Naturforscher, Mathematiker, Chemiker, Reisender u. s. w. deutscher, englischer, italienischer, niederländischer und anderer Nationalität des 15. bis 19. Jahrhunderts, außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl Autographen sonstiger berühmter Persönlichkeiten, namentlich unseres Jahrhunderts. Unter ihnen befindet sich eine Reihe hervorragender Seltenheiten. Ferner gehören dazu noch gegen 2500 Portraits, so daß die Portraitsammlung des Germanischen Museums, die schon über 20,000 Blätter zählt, ebenfalls eine treffliche Bereicherung erfährt. Außerdem sind noch zwei hervorragende Werke der Buchdruckerkunst zu nennen. Das erste ist das sogenannte „Katholikon“, eine im Mittelalter sehr beliebte und viel gebrauchte gramatisch-lexikalische Compilation des Dominikanermönchs Johannes de Balbis von Genua, das im Jahre 1460 von Guttenberg in Mainz gedruckt wurde und durch die stolze Schlußschrift berühmt ist. Die Typen, mit denen dies Buch gedruckt wurde, gingen nach dem Ableben Gutenberg's in den Besitz von Nikolaus Bechtermünze in Eltville über. Das letzte Buch, zu dem diese Typen verwendet wurden, ist ein 1469 erschienenes lateinisch-deutsches Vocabularium, das noch seltener, als das „Katholikon“ ist. Auch hiervon konnte das Germanische Museum ein Exemplar erwerben. Außer diesem befindet sich in Deutschland nur noch in der Darmstädter Bibliothek ein Exemplar.

Blicke in's Naturleben.—Der Singschwan ist nicht nur reizvoll durch seine Gestalt und durch seine edle Haltung, sondern auch durch seine sonderbare Stimme in reinen, klangvollen Tönen. Er läßt dieselbe bei allen Gelegenheiten hören, sie klingt wie ein Klage- und Warnungsruf. Am meisten zeigt sich dies bei starkem Frost, wenn das Eis jedes flachere Gewässer bedeckt und die Schwäne keine Nahrung mehr finden können. Dann versammeln sie sich zu Hunderten an Stellen, wo noch offenes Wasser ist und erfüllen die Luft mit melancholischem Klagegeschrei, das man in stiller Nacht meilenweit hört. Manchmal klingt es wie Glockengeläut, manchmal wie Windharfen, aber harmonischer und vielstimmig abgestuft; es bewegt den Höhrer mehr als Töne aus todtem Metall. Dies ist dann die Verwirklichung der alten Legende vom Schwanengesang, denn nur zu oft ist es ihr Todtenlied, das sie singen, bis der Hunger sie vollständig entkräftet hat und sie ihre letzten Athemzüge thun. Der Winter ist für den wilden Schwan der größte aller Schrecken.

Begründete Furcht. Frau Müller (zu ihrer Freundin): „Wenn die Cholera kommt, fürcht' ich mich am meisten für meinen Mann, weniger für mich.“—Freundin: „Warum denn? Er ist ja sehr rüstig.“—Frau Müller: „Ja das wohl, aber die Leute sagen, er sei auch sehr cholerisch.“

Sie tröstet sich. „Was macht denn Deine Mama, Elli, seit man ihr den werthvollen Spitz gestohlen hat?“—„Ach, sie tröstet sich mit dem Baby.“

Ein braves Ehepaar.

(Berliner Skizze.)

Es ist Mitternacht. Der Lärm des Tages ist verhallt, das arbeitsmüde Berlin überläßt sich der Ruhe, dem Schutze einer Armee von treuen Wächtern vertrauend, die spähend durch die Straßen wandern.

Da ertönt vom Wasser her ein dumpfer Fall und ein Hilferuf dringt durch die Nacht. Der Wächter eilt nach dem Kanal und findet am Geländer einen Mann, der melancholisch in die dunklen Fluthen blickt.

„Det is man jut, det Sie kommen,“ wendet sich der Mann an den Beamten; „da können Sie ja man jleich runtersteijen un meine Olle ruffholen.“

„Wie,“ ruft der Wächter entsetzt. „Ihre Frau ist in den Kanal gefallen? Und Sie stehen so gleichgültig dabei, ohne auch nur den mindesten Rettungsversuch zu machen?“

„Na, Sie aber ooch!“ ruft der Andere, gekränkt über den vorwurfsvollen Ton des Beamten, „det sehen Sie ja doch, det ick da nich runter kann, indem ick doch sternhagelmäßig besoffen bin, wobei ick die Bilanz verlieren könnte. Nee, Männecken, — un denn am Ende jar noch Wasser schlucken. Berr!“

„Aber Mann, wo ist sie denn hineingefallen?“

„Hier, an dieser Stelle. Ick hatte ihr uffgewickelt und wollte mir ihre jeliebte Zieje beim Mondschein impräjen, da rutschte sie mir aus die Hände un plumpste rin in't Vernjniejen. Na, Sie haben ja woll den Plumps jehört? Ick fürchte man nur, det se ganz naß geworden is, un die Scheibe wird man ooch 'nen jehörigen Knax weg haben. Wissen Se, det is 'n schwerer Schlag for mir,, un morjen is jerade ihr Geburtstag, wo se sich so sehr druf jefreut hatte. Un ich ooch, wie Sie sehen, denn ick habe mir ja schonst pränumerando bekneipt. Aber det is man so: keen Glick is vollkommen, un man soll den Morjen nich vor't Frichstück loben..... Ob ick die Feierwehr rufe?.... Aber wat hilft det Allens? Uffjeweicht wird se ja nun doch schon sind, un wat soll ick denn da mit ihr anfangen?“ Der Wachtmann hatte bei diesen Reden seine Fassung allmählich wiedergefunden, war es ihm doch klar geworden, daß es sich nicht um den Verlust eines Menschenlebens, sondern vermuthlich um den eines Bildes handelte. Erfreulicher Weise wurde seine Vermuthung denn auch alsbald bestätigt. „Ja, ick hatte ihr verjjrößern lassen,“ sagte der traurige Verlustträger, „ihre Photographie nadierlich, in drei Viertel Lebensjröße, un dann hatte ick ihr inrahmen lassen, meine Olle, un eene Blumenjirlande um ihr r